

- Es gilt das gesprochene Wort -

Meine Damen und Herren,

eine Laudatio ist ein Genre, das auf der besonderen Seinshaltigkeit von etwas ruht, sonst gäbe es ja nichts loben. Und mit gutem Grund warten Sie nun darauf, dass ich Ihnen in wohlgesetzten Worten, so etwas wie die Essenz des Romans von Slata Roschal, den wir heute Abend auszeichnen, vor Augen führe. Das Problem dabei ist allerdings, dass man dadurch genau das zu zerstören droht, was ihn so unverwechselbar macht. Denn darin geht es gerade um das Gegenteil vollmundiger Seinsgewissheit, so sehr, dass er sich weigert eine geschlossene Form anzunehmen. Er besteht aus einer Folge von Momentaufnahmen aus dem Leben einer jungen Frau namens Ksenia Lindlau, die zwischen einem Russisch-Sein, Deutsch-Sein, Jüdisch-Sein, Mutter-Sein, Schriftstellerin-Sein und ebensovielen Spielarten des Mensch-Seins balanciert – „153 Formen des Nichtseins“ wie der Titel verheißt.

Wie also darüber reden? Praktischerweise befindet sich auf Seite 163 des Buches eine leere Seite unter dem Rubrum „Platz für Notizen“. Sie können das folgende also als den Versuch verstehen, die von der Autorin bereitgestellte Leerform zu füllen. Und danach bei Gelegenheit am besten einfach selbst weiterblättern.

Als Kind kam Ksenia Lindlau mit ihrer Familie aus Sankt Petersburg nach Deutschland, sogenannte jüdische Kontingentflüchtlinge. Sie, deren Namen die Fremde bedeutet, wächst in einer Gemeinschaft auf, in der zur russisch-jüdischen Herkunft noch die Zugehörigkeit zu einem Reich kommt, das nicht von dieser Welt ist: den Zeugen Jehova. Was das generelle Unzugehörigkeitsgefühl nur umso aufsässiger werden lässt.

- Es gilt das gesprochene Wort -

Sie muss weite Röcke tragen, Omaröcke, wie sie schreibt, die sie sich heimlich kürzer näht. Und wenn sie mit 18 auf hohen Absätzen und grellroter Handtasche einem mehr als doppelt so alten Liebhaber in die Arme schwankt, um ihrer Jugend zu entkommen, so wirkt selbst dieser Ausbruch noch, als gelte es auch dabei dem Prototyp eines gefallenen Mädchens der religiösen Tugendkataloge zu entsprechen.

Die Stationen des Romans markieren den mühsamen und radikalen Ablösungs- und Befreiungsprozess von den Gewissheiten und Vereinnahmungen religiöser, sozialer und gesellschaftlicher Indoktrination.

In den biographischen Balanceakt zwischen allen Stühlen hineingestreut finden sich die disparaten Fundstücke der Alltäglichkeit, von denen dieses Leben umstellt ist: religiöse Unterweisungen, Ebay-Annoncen, Listen, Dokumente, Forumsbeiträge, Auszüge entstehender wissenschaftlicher Arbeiten, Fragebögen, Psalmen, Briefe, Prosaskizzen und vieles mehr.

Der Gestus des Sammels und Anordnens, tritt an die Stelle des Vereindeutigens und Einfluchtens. Statt eines starren Entweder-Oder öffnet sich ein Lebensraum im Dazwischen. Und wenn man die Entwicklung beschreiben müsste, wäre es vielleicht die eines langsamen Hineinfindens und Arrangierens mit den damit verbundenen Unsicherheiten und Anfechtungen.

Die 153 Stationen gruppieren sich lose um einzelne Lebensphasen: Jugend, Studium, frühe Mutterschaft und das Wagnis Schriftstellerin zu werden, das allerdings schon seit dem Alter von sieben Jahren vorgezeichnet ist, wie man einer eingeschalteten Handschrift entnehmen kann, einem frühen Versuch der Kontingenzbewältigung durch Erzählen. Ich

- Es gilt das gesprochene Wort -

zitiere: „Julia war im Bett, weil sie krank war, da sagte Christian zu seiner Mami, Mama, mir ist es langweilig.“ Der rettende Impuls, die Eintönigkeit des Lebens mit der Vielstimmigkeit des Schreibens zu beantworten, bleibt. Später, als der Berufswunsch Schriftstellerin mit ersten Gedichtbänden, Preisen und Stipendien fortgeschritten ist, gilt es damit Fragen der Kindererziehung in Einklang zu bringen: Die 96. Form des Nichtseins besteht aus einer Vereinbarung zur Erziehung des gemeinsamen Sohnes: „§1 Beißen und Schlagen der eigenen Eltern ist kategorisch verboten.“

Und im Maß wie sich der Status einer gebildeten, intellektuellen Familie der aufsteigenden Mittelschicht konsolidiert, begegnet man Dingen, gegen die auch die Ich-Erzählerin Julia Schochs in ihrem neuen Roman „Das Liebespaar des Jahrhunderts“ ihr Leben verteidigt. „Wir sind jetzt acht Jahre verheiratet“, beginnt eines der Prosastücke, „ja am Anfang, in den ersten ein, zwei Jahren, da ging es so lebendig zu, und jetzt, jetzt liegen wir da, nippen an den Gläsern und warten, wer als Erster vorschlägt, schlafen zu gehen.“

Ihren Mann hat Ksenia in einem Partnerschaftsvermittlungschat für Russen in Deutschland kennengelernt. Zitat: „Sein Chatprofil hieß Lustmolch, wobei weder ich noch er wussten, was das Wort genau bedeutete. Ich verzichtete darauf, es bei Wikipedia einzugeben, und er hatte es bedenkenlos von seinem chinesischen Kollegen übernommen, der es ihm gegenüber im Sinne von lebensfroher, optimistischer Mensch gebrauchte. Einige Zeit später schlug ich ihm vor, ein Kind zu machen, und dann zogen wir zusammen.“

- Es gilt das gesprochene Wort -

So ist das gelaufen. Meine Damen und Herren, man könnte all dies mit dem profitlichen Ernst aufzählen, mit dem man in einer Laudatio alles Mögliche zusammenträgt, um das Prädikat „Besonders wertvoll“ zu rechtfertigen. Und drohte damit doch unter dem drückenden Gewicht sozialer Relevanz, die durchaus lebensfrohen, optimistischen Aspekte – im Sinne jenes chinesischen Kollegen –, die mit der Lust an diesem Text einhergehen, zu ersticken.

Auch hier gibt es etwas, das sich weder reiner Tragik oder Komik fügt. Was soll man über Kleinanzeigen dieser Art sagen: „Hallo ich heiße Kai Uwe. Auf diesem Wege suche ich eine nette Dame mit der ich gesunde Welpen in die Welt setzen kann. Ich bin freiatmend, sportlich und muskulös.“ Oder: „Hiermit biete ich meinen kleinen Spatz zum decken an.“ Keine Angst, dabei geht es um Hunde, doch einige Seiten zuvor annoncierten Menschen ihre Dienste. Jeder Tragödie folgt das Satyrspiel auf den Fuß.

Und wie ich hier vor Ihnen stehe, gelingt es mir besonders gut, mich in den Zustand zu versetzen, der Ksenia während eines literaturwissenschaftlichen Kolloquiums befällt. Leichtes Zittern der Gesichtsmuskeln, das Gefühl, der Mund könnte außer Kontrolle geraten, und nur unverständliches Zeug von sich geben. Bis irgendwann endlich wieder ein verständliches, gesundes, natürliches Wort herauskommt. Es lautet: Narrativediskurse. So endet einer dieser Momente des Nichtseins.

Nebenbei: es mag verständlichere und natürlichere Wörter geben, aber es trifft doch ziemlich gut die sprachliche Konstruktionsarbeit, der man hier bei der Herstellung sozialer Realitäten zuschauen kann. Einige solcher Narrativediskurse hat die Autorin in ihren Text gewunken: Unter anderem eine

- Es gilt das gesprochene Wort -

Pressemitteilung der CSU-Landesgruppe mit dem Titel „Gute Deutschkenntnisse sind unverzichtbar“.

Hier könnte man nun einfügen, dass die deutschsprachige Literatur gerade ihre stärksten Impulse von Autorinnen und Autoren erfährt, die Dinge erlebt haben wie Ksenia. Es sind Geschichten, die von der Vertreibung aus der vertrauten Umgebung der Sprache handeln und der Beschämung, in der Schule beispielsweise von seinem Nachbarn statt eines Tintenkillers einen Tittenkiller zu verlangen.

Ich sage bewusst könnte, auch der Konjunktiv ist ein sprachlicher Modus des Nichtseins. Denn so zu reden hieße wiederum einzusortieren und approbierte Etikette zu verpassen. Als käme es nicht gerade auf den Punkt an, an dem das Ähnliche und Vergleichbare umschlägt in das Unverwechselbare und Eigene, das im Schreiben jenes Obdach findet, welches das Leben verwehrt. Im Text wird die existenzielle Erfahrung, Gemeinplätze nicht unbeschwert bewohnen zu dürfen, zur ästhetischen Berufung und das Abweichende zur schönen, selbstbewussten Gebärde gegen die Plattitüden der Gewöhnlichkeit.

Und doch ist Literatur nicht dazu da, die Geschmacksnerven privilegierter Leser mit möglichst abwechslungsreichen Aromen und exotischen Erlebnissen, zu kitzeln. Im Kindergarten von Ksenias Sohn will die Erzieherin mit jener spezifischen deutschen Entlastungsneugier Näheres über den so faszinierenden Exotismus jüdischer Feste, Synagogenbesuche und Ernährungsregeln wissen: „Wir sind nur ein bisschen Juden“, bekommt sie zur Antwort. Was für eine schöne Idee, man könnte einfach von allem nur ein bisschen sein.

- Es gilt das gesprochene Wort -

Ksenias Großvater hörte sich in Deutschland prinzipiell beide Neujahrsansprachen an, auf Russisch und auf Deutsch: „und ärgerte sich gleichermaßen über die zur Schau gestellte Gläubigkeit ehemaliger KGB-Offiziere wie über die geschmacklosen Anzüge von Frau Merkel.“

Von Nietzsche den die Vierzehnjährige neben Dostojewski gegen die Predigten und Unterweisungen in Stellung bringt, denen sie in den religiösen Versammlungen ausgesetzt ist, die ihre Jugend prägen, stammt der Satz: „Man verehrt und verachtet in jungen Jahren noch ohne jene Kunst der Nuance, welche den besten Gewinn des Lebens ausmacht, und muss es billigerweise hart büßen, solchergestalt Menschen und Dinge mit Ja und Nein überfallen zu haben.“ Ksenia hat diese Lektion schneller gelernt. Was sie zusammengetragen hat, zeugt gegen den Terror des Unbedingten.

Aber jetzt habe ich die ganze Zeit über Ksenia Lindlau gesprochen, und dabei ganz versäumt ihnen Slata Roschal, die Autorin dieses Romans vorzustellen: Sie wurde 1992 in Sankt Petersburg geboren, ist Literaturwissenschaftlerin und Schriftstellerin, lebt mit ihrer Familie in München – was auch immer sie mit Ksenia Lindlau gemein haben mag, eines hat sie ihr voraus: Wenn sich Ksenia noch wünscht, ihrer Existenz mit einem Buch Sinn verleihen zu können, und sie damit ins Produktive umzuleiten, so hat sich dieser Wunsch für Slata Roschal mit diesem Roman schon erfüllt.

Auch sie hat vielem den Rücken gekehrt. Der Titel ihres ersten Gedichtbandes lautet: „Wir verzichten auf das gelobte Land“. Und um nicht ganz auf die Referenz auf den Hausheiligen dieses Preises, Christian Friedrich Daniel Schubart zu verzichten, erlauben Sie mir, das Verfahren Slata Roschals zu

- Es gilt das gesprochene Wort -

borgen, und hier eine Strophe aus dem Schubart-Gedicht „Geduld“ einzuspielen:

„O gewiß, Welt, / Welt du bist ein Paradies; / Wenn wir schon im Erdenleben / Liebe nehmen, Liebe geben; / - Welt, so bist du uns gewiß / Paradies.“

Für den vollen Genuss des Schlussreimes könnte die schwäbische Aussprache hilfreich sein. Und so klingt Liebe geben – vielleicht – bei Słata Roschal:

„Wir befinden uns im Nettigkeitsbereich / Denn alles was ich mache ist eine vollkommene / Absolute Nettigkeit dir gegenüber / In diesem Nettigkeitsbereich sind wir befreundet verlobt verheiratet / Fangen Flöhe als gemeinschaftliches Unterfangen / Suchen uns nach Läusen ab als Eingeständnis unserer Gefühle / Die lassen sich am besten in Lösungsmitteln in Spiritus zum Vorschein bringen / Und alles was du sagst und tust darf meine Nettigkeit nicht Übertönen / Am besten fängst du einfach Flöhe tust es leise / Störst dabei keinen lässt sie nicht entwischen / Für deine Zweifel haftet nur dein Psychotherapeut.“

Meine Damen und Herren, wir leben gerade in einer Zeit der Polarisierungen, in denen Gewissheiten und vermeintliche Gewissheiten aufeinanderprallen. Słata Roschals Texte eröffnen einen Nettigkeitsbereich, in dem vieles einander ausschließendes Platz findet, auch die Läuse, die uns über die Leber laufen. Es muss darin ja nicht immer gleich ums Paradies gehen. Wobei, ein bisschen, warum nicht?

Die Frage, wer wir sind, lässt sich nicht mit Definitionen, Festschreibungen und Zugehörigkeiten beantworten, sondern nur als Zusammenspiel von Wörtern, Erinnerungen, Hoffnungen, Enttäuschungen und Lügen. Als Konstellation

- Es gilt das gesprochene Wort -

aus Formen des Nichtseins. In dieser Einsicht besteht das große Geschenk, das diese Autorin der Literatur unserer Zeit bereitet – und wir haben es gerade vielleicht nötiger denn je. Dafür wollen wir uns bei Ihnen, liebe Słata Roschal, mit diesem Preis bedanken. Herzlichen Glückwunsch!